Eine Bitte.

Von Hans Albrecht.

Das Letzte war nun auch gethan. Man hatte sich am Sarge aufgestellt, der Pfarrer hatte eine kurze Rede gehalten, und dann hatten die schwarzgekleideten, hilfsbereiten Leute den Sarg so schnell hinabgelassen — so furchtbar schnell und so tief — er hatte ihn kaum mehr gesehen, wie er hinabblicken wollte. Ein Jeder der Umstehenden hatte ein paar Blumen hinabgeworfen, die wieder solch schwarzer Mann mit der angenommenen, bezahlten Jammermiene in einem kleinen Körbchen hinhielt, und ein paar hatten sich nach der gelben Lehmerde gebückt und eine Handvoll auf den Sarg gestreut. Dann noch die unglaubliche Menge Händedrücke und herzliche, vielleicht auch heuchlerisch gestammelte Worte der Theilnahme — bis die Erdschollen anfingen, dumpf und hohl auf den Sarg zu fallen. Da war er wie von Furien verfolgt in den Wagen gesprungen, und den ganzen Weg, sogar jetzt noch klang ihm das entsetzliche, hohle Poltern der Erdschollen im Ohre. Vorbei, vorbei — das Heim verödet und leer, seitdem sie dahingegangen. Der einsame Mann setzte sich vor den Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hand. Die Thür zum anstoßenden Zimmer, wo die Todte gelegen, war weit geöffnet, ein Duft von frischem Holze und Lorbeerblättern, solch ein eigenthümlich scharfer, durchdringender Duft drang zu ihm herüber — er konnte ihn nicht mehr ertragen, er schloß die Thür und sank wieder auf den Stuhl zurück. Er versuchte, sich sein Leben vorzustellen, wie er die dreizehn Jahre mit ihr gelebt, wie sie doch eigentlich, wie rechte Ehegatten es sollen, Freude und Leid getheilt, Sorge und Glück, Enttäuschung und Hoffnung — aber alles verschwamm in trübem Nebel, — nicht einmal ihres Gesichtes, des Gesichtes so lieblich und zart und ernst, das er so geliebt und dann in jungem Liebesrausche so selig geküßt, vermochte er sich zu erinnern, so dumpf und todt war alles in seinem Hirn geworden. Und die Jahre lagen doch auch lang und einförmig dazwischen. Aus der himmelstürmenden Begeisterung, mit der er sie sich damals erzwang, war längst ein ruhiges Gewöhnen geworden, und dann hatte er ja die Fabrik, das große Unternehmen, das ihn vom Morgen früh bis spät in den Abend hinein beschäftigte, ja, das seine Gedanken oft die Nacht hindurch wach hielt mit neuen Plänen und Entwürfen und Versuchen.

Still und freundlich hatte Dora im Hause gewaltet. In Freude hatte sie ihm auch den Knaben geboren mit Geduld und Güte hatte sie ihn aufgezogen. Jenes Große in den Gefühlen, jenes Hinreißende war ihr freilich nicht gegeben — selbst seine große Liebe in den ersten Jahren ihrer Ehe konnte es nicht zum Leben erwecken.

Und so war er auch ruhiger geworden, ganz allmälig, und sein Beruf hatte ihn immer mehr in Anspruch genommen; das Treibende, Rastlose, Vollblütige in ihm, das er in seiner Ehe nicht verwerthen konnte, hatte sich im Erwerbe ausgelebt. Die Unternehmungen waren immer ausgedehnter geworden — das Glück hatte ihm Gelingen und Reichthum in den Schooß geworfen.

Und dann der Knabe im Hause, ein ruhiges Kind, ganz wie die Mutter — vergebens hatte der Vater auf eine Lebensäußerung gewartet, die ihm sagte, daß er Blut von seinem Blute war, vergebens auf ein wildes Umhertollen im Hause, seinetwegen in vollster Ungezogenheit — aber still hatte der Kleine gespielt, und still hatte er den Geschichten gelauscht, den Märchen und frommen Legenden, die ihm die Mutter erzählte.

Im Hause ging es stets friedlich zu, nie hörte man ein lautes oder gar ein böses Wort, die Dienstboten waren brav und tüchtig und thaten der geduldigen Herrin alles zur Liebe. Manchmal war der große Friede ordentlich ein wenig bedrückend für Alfred Thorwald, den Hausherrn, geworden; er brach dann kleine Auseinandersetzungen vom Zaune, nur um sich etwas erregen zu können, und so war er eigentlich ein bischen zum Despoten geworden, ohne es zu wollen oder zu sein, und es schien ihm, als kröchen die Gemüther nur um so mehr in sich hinein, denn nun kam noch die Angst hinzu vor des Hausherrn kühn erhobener Stimme und den Faustschlägen auf den Tisch, wobei das Geschirr klirrte. —

Umsonst versuchte sich der Einsame vorzustellen, warum eigentlich in den letzten Jahren Dora immer stiller und freundlicher geworden war — aber mit jener Freundlichkeit, die kühl eher abwehrt als entgegenkommt und die dennoch stummer Unterwürfigkeit so ähnlich sieht.

Plötzlich erfaßte ihn eine wilde Sehnsucht, etwas der Todten Zugehöriges anzusehen, in der Hand zu halten, mit seinen Küssen zu bedecken; etwas, was ihr vielleicht ganz besonders werth gewesen, was sie irgendwo in einem verborgenen Fache ihres Schreibtisches aufbewahrt. Ein Bild vielleicht oder einen Gruß von ihm, wie er ihr deren so viele bei seiner öfteren Abwesenheit gesandt hatte. Er schloß auf und fand werthlose Notizen, alte Rechnungen und Briefe von ihren Freundinnen, die ihm gleichgiltig waren, wohl auch ein paar Verse, auf irgend einen Zettel abgeschrieben und zwischen anderen Schriftsachen verstreut. Da hielt er ein kleines Päckchen in der Hand, sauber zugeschnürt und versiegelt, auf dem in deutlichen Buchstaben zu lesen war: „Nach meinem Tode ungelesen zu verbrennen." Was konnte das sein? Ein Tagebuch, alte Briefe — vielleicht gar ein Geheimniß aus der Zeit, die vor ihrem gegenseitigen Kennenlernen lag? Nie hatte Dora von irgend einem Erlebniß oder von Menschen erzählt, die mehr als einen alltäglichen Eindruck auf sie gemacht hatten. Vielleicht lag in dem Inhalte irgend eine Aufklärung verborgen über das ernste Wesen seiner Frau, vielleicht wäre es ihm möglich, wenn er ihn kannte, noch nach ihrem Tode etwas gutzumachen oder auszulöschen. Der unbezwingliche Wunsch stieg in ihm auf, das Päckchen trotz ihrer Bitte dennoch zu öffnen — und dann wieder ein Zögern, wenigstens diese letzte Bitte der Todten zu erfüllen. Er konnte es nicht — mit zitternden Händen riß er die Schnur entzwei, schlug das Papier auseinander und sah eine ganze Anzahl dichtbeschriebene Briefblätter — die Schrift war ihm unbekannt. Wie gebannt begann sein Auge auf dem obersten zu lesen:

„Meine theuerste Freundin! Wenn ein Wiedersehen nach so langer Zeit zwei Menschen mit den alten Gefühlen findet, die — trotzdem das Leben sie getrennt hat, dennoch zusammengehören, deren Seelen ein Leben führen in Welten, die nicht jeder Staubgeborene kennt, so dünkt es mich, sollten eben diese Menschen auch den Muth besitzen, sich dies einzugestehen, wenn auch nur sich Beiden ganz allein. Und auf dieses Geständniß warte ich. Ich will es von Dir selbst hören, Geliebte, von Deinem Munde, mit Deiner süßen, milden Seele, von Schriftzügen, die Deine geliebte Hand dem Papiere anvertraut. Und vereint mit diesem Wunsche bitte ich Dich auch, mir Deine Freundschaft zu bewahren oder Deine Liebe — wie man es nun nennen mag. Das, was ich fordere, beraubt Niemanden, selbst Deinen Mann nicht, es ist nur etwas, was ihm nie gehört hat und nie gehören konnte — —"

Alfred Thorwald kam nicht weiter — stöhnend sank sein Kopf auf die Tischplatte, zähneknirschend warf er das Packet zur Seite. — O diese Höllenqualen, betrogen, getäuscht von einer Frau, die er rein und ihm ganz ergeben wähnte, von ihr, die ihm seinen Knaben geboren, der sein Trost sein sollte im einsamen Alter! Oder durfte er vielleicht dem Knaben nun auch nicht mehr seine Liebe schenken? Ein häßlicher Verdacht stieg in ihm auf, der ihm das Blut ins Gesicht zurücktrieb — nur einen Blick noch auf das Datum der Briefe; der erste und der letzte Brief in demselben Jahre geschrieben, der kleine Fred mußte damals vier Jahre alt gewesen sein — so war wenigstens eine entsetzliche Qual von ihm genommen. Und als könnte er wieder unschlüssig werden und weiter lesen, riß er wie rasend die Briefe auf und warf sie in den Ofen. Vorbei, vorbei nun auch die Schmerzen um ihren Tod. O die Ungetreue! Einem Anderen hatte vielleicht ihr Herz gehört, und er hatte nur den Körper besessen — darum so kühl und gleichmäßig und ruhig! Den Namen — den Namen wissen, Rechenschaft fordern — aber es war ja nur ein seltsames Zeichen gewesen als Unterschrift, immer das Gleiche, was irgend einen Buchstaben oder auch irgend etwas anderes bedeuten konnte.

Wie schrieb doch Jener? „Mit Deiner süßen, milden Seele." Was meinte er wohl damit? Was wußte er als ihr eigener Mann denn eigentlich von ihrer Seele? Was kann man überhaupt mit Seele meinen? Was hatte der Fremde von ihrer Seele gespürt? Aber hatte er selbst denn eigentlich darnach verlangt? Hatte er nicht nur die Gluth ihrer Küsse vermißt und ihre unerschütterliche Ruhe beklagt? Was hatte er nach ihrer Seele gefragt! Der zarte Zauber ihres Wesens entsprang wohl ihrer Seele — aber hatte er jemals nach dem Quell geforscht, hatte er ihm irgend welche Nahrung geboten, irgend einen geistigen oder tieferen Genuß, der über alltägliche Dinge hinausging? Hatte er sich je um ihre Interessen gekümmert, hatte er gefragt, womit sie die Zeit ausfülle oder ihre Gedanken und Gefühle enträthselt, oder sich Mühe gegeben, in ihrer Seele zu lesen?

Daran hatte er ja nie und nimmer gedacht. Und ein Anderer war gekommen — irgend Jemand, den sie schon früher gekannt haben mußte — und hatte der Dürstenden den Labetrunk geboten, war eins mit ihr geworden im Geiste; er hatte vielleicht all' die Jahre ihre Seele besessen, und sie war vielleicht mit dem Gedanken an diesen Menschen hinübergegangen in jene andere Welt. O, der Thor, der er gewesen war — das Beste an dieser Frau hatte er garnicht einmal geahnt, und sie hatte es einem Anderen gegeben und hatte mit diesem in Welten gelebt, die mit der seinen nichts gemein hatten. — Doch vorüber — vorüber Alles. Ihr Leben war ihm räthselhaft geblieben, da er es mit ihr theilte — es blieb so nach ihrem Tode. Daran war nun nichts mehr zu ändern.

Thorwald konnte die Stille plötzlich nicht mehr ertragen, er ging in das Wohnzimmer, seinen Knaben zu suchen. Da saß er und las in einem Buche und hatte den Kopf mit der Hand gestützt, und über dem jungen, reinen Antlitz lag derselbe Ausdruck und derselbe Zauber, den er an Dora so unendlich geliebt hatte. Unfähig, sich länger zu beherrschen, schloß er das Kind in die Arme und bedeckte das blonde Lockenhaar mit heißen Küssen. Fred fühlte instinktiv, wie sehr sein Vater litt, die Thränen rieselten dem Knaben die Wangen herab, und die Lippen stammelten ganz leise die bange Frage: „Nicht wahr, Papa, unsere Mutter ist nun im Himmel und ist ein schöner Engel mit großen Flügeln und einem weißen Kleide?" Da war es, als bräche dem Manne sein Herz mittendurch, und aus den Trümmern stieg die vollste Zuversicht, und der ganze, tröstende Glaube an das kam zurück, was er noch vor Minuten für ewig verloren glaubte.

Wie gebrochen schlug Thorwald die Hände vor's Gesicht und schluchzte wild auf — hatte er denn immer Alles gethan, was ihrem zarten Wesen sympathisch war, hatte er denn immer das vollste Verständniß für ihre Eigenart gehabt und zuletzt — hatte nicht auch er seine Versuchungen gehabt und war ihnen erlegen? War das eine Jahr, was sie mit dem Anderen geistig verlebte, nicht vielleicht das einzige gewesen, was ihr das Leben an seelischem Glück und Verständniß gebracht hatte? Und daraus, daß sie dann verzichtet hatte, ging ja schon hervor, daß sie rein bleiben wollte und rein geblieben war.

Thorwald sah mit einem Male den Himmel offen, ein Meer von Licht fluthete in die einsame Stube, ein süßes Klingen von unirdischen Melodieen klang ihm in den Ohren, und eine weiße Gestalt kam und winkte und lächelte ihm holdselig zu: seine Dora im Himmel. — Da sah er die gläubigen Kinderaugen noch immer in stummer Frage auf sich gerichtet, und da sprachen seine Lippen, beinahe ohne daß er sich dessen bewußt wurde, zu seinem Sohne: „Ja, Deine Mutter ist im Himmel!"

Ein Herzübel.

Novellette von Lars Dilling.

I.

Herr Bern war Kandidat der Theologie und Lehrer an der Bürgerschule zu S. Daß er monatlich nur hundert Gulden Gehalt bezog, war allgemein bekannt; doch daß er ein sehr gefühlvolles Herz hatte und an einer unglücklichen Liebe litt, das wußte Niemand.

Wer sie war?

Iphigenia Grynager, die Tochter aus dem wohlbekannten Hotel gleichen Namens.

Fräulein Grynager hatte Musik und fremde Sprachen gelernt und was sonst zu einer modernen Erziehung gehört; doch von wirthschaftlichen Dingen verstand sie nichts. Das war auch nicht nöthig, meinte sie. Für Alles derartige sorgte ja ihre Mutter.

Iphigenia war ein schönes Mädchen mit goldblonden Locken, himmelblauen Augen und einem Stumpfnäschen. Sie zählte siebzehn, Bern fünfundzwanzig Jahre.

Er hatte ihr seine Liebe niemals kund gethan, sondern betete sie aus der Ferne an, das heißt: er fühlte sich hochbeglückt, dann und wann einmal einen freundlichen Gruß von ihr zu erhalten, wenn er sich im Hotel zum Mittagessen einfand.

Neben dem Speisesaal lag das Wohnzimmer, wo — wahrscheinlich zum Amüsement der Gäste — Iphigenia in der Mittagstunde ein wenig zu spielen und zu singen pflegte. Und es geschah mitunter, daß der in Tönen schwelgende Lehrer Suppe und Braten vergaß und in seiner Zerstreutheit Messer und Gabel in die Tasche steckte. Doch am glücklichsten war er, wenn die Wohnzimmerthür spaltbreit offen stand und ihm die entzückende Aussicht auf Iphigenias vollen Nacken und lichtgelbe Haarfülle eröffnete.

Eines Tages begegnete Bern beim Fortgehen Frau Grynager.

„O Frau Grynager, war das heute herrlich!" begann er.

„Das Mittag, meinen Sie?"

„Ja, das auch, aber ich denke momentan an den Gesang Ihrer Fräulein Tochter."

„Lieben Sie Gesang?"

„O sehr, Madame."

„Und auch Klavierspiel?"

„Ganz außerordentlich."

„Dann müssen Sie uns einmal besuchen. In einem so kleinen Städtchen müssen ja gebildete Leute möglichst zusammenhalten. Morgen ist Sonntag; dann kommen stets Bekannte. Besuchen Sie uns dann auch zur Tasse Kaffee."

„Dieser freundlichen Einladung vermag ich nicht zu widerstehen," versetzte Bern beglückt.

„Also auf morgen," sagte Madame, während sie der Küche zuschritt.

II.

Es war ein prächtiges Wetter und Bern in der denkbar vergnügtesten Stimmung, als er am nächsten Nachmittag das Wohngemach der Madame Grynager betrat. Er wurde sogleich Iphigenias Freundinnen, lauter netten, jungen Mädchen vorgestellt. Iphigenia aber war die verkörperte Holdseligkeit und Liebenswürdigkeit und noch nie in seinem Leben hatte Bern sich so glücklich gefühlt.

Doch leider folgte diesem glücklichen Tag die bitterste Enttäuschung.

Diese Enttäuschung erschien in Gestalt eines eleganten, jungen Mannes aus der Residenz, eines hübschen Menschen mit großen, dunklen Augen und zierlichem Schnurrbärtchen, der überdies außerordentliche Redegewandtheit besaß; denn er war Handlungsreisender. Nach dem Souper lud er die ganze Gesellschaft auf sein Zimmer, wo er sie mit Torte und Wein traktirte und den Damen Proben von allerhand kostbaren Seidenstoffen zeigte.

Als Bern sich am folgenden Morgen wie gewöhnlich ins Hotel begab, stand die Wohnzimmerthür wie gewöhnlich spaltbreit offen, und wie gewöhnlich saß Iphigenia vor dem Piano, aber — und das war nicht wie gewöhnlich — sie saß dort nicht allein.

Stramberg, der Ellenreiter, saß neben ihr und hatte den Arm um ihre Taille geschlungen.

Bern steckte Messer und Gabel zwar nicht in die Tasche, aber er hätte sie sich ins Herz stoßen mögen.

III.

Einige Monate später prangte die kleine Kirche von S. im Festschmuck. Teppiche deckten den Boden und der Altar war reich mit Grün und Blumen verziert.

Die Klatschbasen des Städtchens waren natürlich vollzählig versammelt und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

Das Erscheinen des Bräutigams, der, Madame Grynager am Arm führend, gefolgt von einer Anzahl Hochzeitsgästen, die Kirche betrat, unterbrach ihr eifriges Gespräch.

Die Orgel begann zu spielen, und am Arm des Lehrers erschien die Braut, mit einem Gefolge lieblicher Brautjungfern.

Wie hold und rührend sie aussah in dem weißseidenen Schleppgewande und dem langen Schleier!

Der Lehrer war bleich, sehr bleich.

Beim Eintritt in die Kirche ließ die Braut ihr Bouquet fallen. Bern hob es auf und überreichte es ihr. Ein kleines Myrthenzweiglein, das sich losgelöst, behielt er.

Nach der Trauung fand im Hotel ein großartiges Festmahl statt und Abends brachte der Gesangverein „Cäcilia" eine Serenade. Kurzum, es ging Alles höchst würdig und feierlich zu.

Bern stand in seinem Zimmer. Durch das offene Fenster fiel silbernes Mondlicht und beleuchtete einen kleinen Blumentopf, in den er das Myrthenzweiglein gepflanzt hatte.

„Dieser Zweig ist das Bild meiner Liebe," flüsterte er wehmuthsvoll. „Nun habe ich ihn in der Erde begraben und doch wird er Wurzel schießen und wachsen und mich durch seine Schönheit erquicken."

Er hatte Recht. Die hoffnungslose Liebe, die er im Herzen begraben, faßte daselbst Wurzel, wuchs und erfüllte sein Leben mit poetischem Hauch. In seinen Träumen sah er das Bild seiner Geliebten idealisirt, schöner als sie in Wirklichkeit war, und das verschaffte ihm glücklichere Augenblicke, als der Gegenstand seiner Liebe selbst es vielleicht vermocht hätte.

Als Iphigenia mit ihrem Gatten von der Hochzeitsreise zurückkehrte, hatte Bern das Städtchen verlassen. Er war in einen sehr entfernten Ort versetzt worden.

IV.

Siebzehn Jahre sind seither vergangen und viel verändert in dem kleinen Städtchen.

Madame Grynager hatte schon vor einigen Jahren das Zeitliche gesegnet und Iphigenia ist Wittwe. Stramberg, der nach zweijähriger Ehe gestorben, hatte ihr ein Töchterchen und eine Menge Schulden hinterlassen. Nach seinem Tode war sie wieder ins Hotel gezogen, dessen Besitzerin sie nach dem Ableben ihrer Mutter wurde.

Eines Tages saß der Kreis der Klatschbasen — „die heilige Fahne", wie man sie im Städtchen hieß — in einem Kaffeegarten beisammen.

„Habt Ihrs schon gehört?" fragte die allwissende Wittwe.

„Was denn?"

„Daß der neue Pastor angekommen ist."

„So! Wie heißt er denn?"

„Bern. Der nämliche Bern, der vor siebzehn Jahren als Lehrer hier angestellt war und damals Iphigenia Grynager zum Altar geführt hat. Bis das Pfarrhaus in Ordnung gebracht ist, wohnt er im Hotel Stramberg."

In der That war Tags zuvor der neue Prediger angelangt. Auf dem Wege zum Hotel durchkreuzten so viele Gedanken sein Hirn, daß er nicht einmal bemerkte, daß das Hotel seinen Namen geändert und auf dem Schilde jetzt mit großen Lettern „Hotel Stramberg" stand.

Da er Niemand im Flur antraf, schritt er geradeswegs zum Speisesaal. Wie früher stand auch jetzt die Thür des Wohnzimmers spaltbreit offen. Er schaute hinein.

Träumte oder wachte er? Dort am Piano saß Iphigenia, just wie vor siebzehn Jahren, vielleicht etwas schlanker als damals, sonst aber unverändert.

Er strich mit der Hand über die Stirn.

„Wer mag das nur sein?" murmelte er vor sich hin.

„Ist da Jemand?" klang es aus dem Wohnzimmer und gleich darauf erschien eine junge Dame in der geöffneten Thür.

Der Prediger schaute sie betroffen an. Es war die Geliebte seiner Jünglingsjahre, die vor ihm stand. Sie war es und war es auch wieder nicht. Sie war schlanker, schöner, just so, wie er sie in seinen Träumen gesehen.

„Sie wünschen ....?" fragte sie höflich.

„Ich .... ich möchte gern .... ein einfaches Abendessen und ein Zimmer. Ich bleibe einige Zeit hier. Ich ... ich ... mein Name ist Bern, Pastor Bern."

„Bern?! Aber dann sind Sie hier ja wohl ein alter Bekannter? .... Mutter hat oft von Ihnen erzählt. Sie haben sie ja zum Altar geleitet."

„So wären Sie also ....?"

„Iphigenia Stramberg, Iphigenia Grynagers Tochter."

„So!"

„Aber wollen Sie nicht ins Wohnzimmer kommen, Herr Pastor? Mutter ist augenblicklich ausgegangen, aber wenn Sie unterdessen mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen wollen ...."

Während der Unterhaltung erwies Iphigenia sich als ein liebes, ungekünsteltes Mädchen und nach Verlauf einer halben Stunde fühlte der Pastor, daß die Liebe zur Mutter sich auf die Tochter übertragen habe. Und diese Liebe war vielleicht nicht so hoffnungslos? Nun hatte er ja eine gute Stellung.

Das einzige Hinderniß lag vielleicht in dem großen Altersunterschiede, aber so sehr alt war er ja auch noch nicht.

Dann kehrte auch Frau Stramberg heim.

Die Begrüßung war herzlich und die Unterhaltung bald in vollstem Gange.

„Wo doch die Zeit bleibt!" bemerkte die Wittwe, als Iphigenia für einige Zeit das Zimmer verlassen hatte. „Als Sie hier fortgingen, war ich in Genias Alter. Man sagt, sie soll mir auffallend ähnlich sehen."

„Ganz außerordentlich."

„Was solch Mädchen einem doch zu schaffen macht!" fuhr die Mutter fort. Sie hat schon ziemlich viel Anträge gehabt. Dieser Tage hat wieder ein gewisser Herr Ferner um sie angehalten. Ein recht netter Mensch; aber er ist nur Lehrer, und das ist natürlich keine Partie für meine Tochter."

„Liebt Ihre Tochter ihn?"

„Nein, natürlich nicht."

„Das ist doch gar nicht so natürlich," entgegnete der Prediger mit einem Anfluge von Bitterkeit, während er sich erhob und seiner Wirthin gute Nacht wünschte.

„O, warum bin ich nur in diesen unseligen Ort zurückgekehrt!" dachte er, während er die Treppe hinanstieg.

V.

Die helle Morgensonne vergoldete die Blätter des am Fenster des Pastors stehenden Myrthenbäumchens.

Bern schaute hinaus. Drunten eilte Genia, frisch, wie der blühende Sommermorgen, geschäftig hin und her.

„Diese Ungewißheit ertrage ich nicht," flüsterte er vor sich hin; „ich muß sie so bald wie möglich enden."

Er ging hinunter in den Garten zu der Laube, wohin Genia ihre Schritte gelenkt. Dort saß sie, eine Handarbeit im Schooß. Bei seinem Erscheinen steckte sie hastig einen Brief in die Tasche und fuhr mit der Hand über die Augen.

„Thränen?"

„Ach nein, es ... es war ... nur ein wenig Staub."

Der Prediger schaute sie eine Weile ernst und prüfend an.

„Vermuthlich eine Liebesgeschichte?" meinte er dann.

Ein tiefer Seufzer war die Antwort.

„Sollte er Sie betrogen haben?"

„Er? Niemals!"

„Will Mama es nicht zugeben?"

„Nein."

„Dann betrifft es wohl Herrn Ferner?"

„Ja. Er ist zwar nur Lehrer, aber ein so guter, lieber Mensch, und mit einem Anderen könnte ich niemals glücklich werden," erklärte sie unter hervorstürzenden Thränen.

„Nun, nun, weinen Sie nicht mehr. Sobald ich ihn näher kennen gelernt habe, gelingt es mir vielleicht, Ihrer Mutter Zustimmung zu erlangen."

„Wollen Sie das wirklich thun?"

„Vielleicht. — Aber es bleibt vorläufig unter uns.

Noch am nämlichen Tage machte der Prediger dem Lehrer einen Besuch. Er blieb lange dort. Abends saß er dann mit Frau Stramberg in deren Wohnzimmer.

„Werthe Frau," sagte er, „ich will Ihnen einmal eine Geschichte erzählen."

„Es war einmal ein Lehrer. Der liebte ein junges Mädchen. Aber er war arm und ohne nennenswerthe Aussichten, und daher verschwieg er ihr seine Liebe und sie heirathete einen anderen. Dieser Lehrer war ich. Das Mädchen waren Sie."

„Wirklich? Sie sind verliebt in mich gewesen?"

„Ja, vor langer Zeit. Doch hierüber wollte ich nun eigentlich nicht reden. Sie haben eine Tochter —"

„Sie wollen doch nicht etwa um Genias Hand anhalten?"

„Ja, doch nicht für mich selbst. Mein Kandidat befindet sich jedoch in der nämlichen Lage, wie ich seinerzeit, nur mit dem Unterschiede, daß er gewagt hat, sich der Geliebten zu erklären und er seine Liebe auch erwidert weiß. Sie wissen wohl, wen ich meine. Meines Wissens ist es ein Mann, gegen den nichts einzuwenden ist."

„Aber seine Aussichten?"

„Er ist ein tüchtiger Mensch, der sicherlich vorwärts kommen wird, und überdies gedenke ich ihnen — im Falle sie ein Paar werden — meine ganze Habe zu vermachen. Es ist zwar nicht viel — einige tausend Gulden — aber doch genug, um Ihre Tochter, im Falle sie Wittwe würde, vor Nahrungssorgen zu schützen."

„Aber, bester Herr Pastor, wodurch haben die jungen Leute so viel Güte verdient? Sie kennen sie ja kaum vierundzwanzig Stunden."

„Und doch lange genug, um sie gern glücklich zu sehen. Und daher möchte ich nun Ihre Zustimmung erlangen."

„Lassen Sie mir Zeit zum Ueberlegen."

„Wozu noch viel überlegen?"

„Nun wohl," sagte die Wittwe, während sie sich erhob und den Pastor schalkhaft anlächelte, „ich wüßte nicht, was ich Ihnen abschlagen könnte. Ich will Genia sogleich sagen, daß Sie den Sieg davongetragen haben."

Damit verließ sie das Zimmer.

VI.

Wiederum fand zu S. eine Hochzeit statt. Der Lehrer Ferner heirathete Fräulein Stramberg und Pastor Bern vollzog ihre Trauung.

Er sprach herrlich und ergreifend über die wahre Liebe, die sich selbst verleugnet und klaglos zu leiden weiß.

Es war beschlossen worden, daß Bern bei den Neuvermählten wohnen sollte, bis seine eigene Wohnung in Stand gesetzt war.

Ehe er sich am Hochzeitsabend in sein Zimmer zurückzog, übergab er dem Bräutigam ein versiegeltes Packet.

„Dies ist meine Hochzeitsgabe," sagte er „Doch dürft Ihr es erst nach meinem Tode öffnen. Es enthält mein Testament."

Dann hoffe ich, daß es noch viele, viele Jahre geschlossen bleibt. Sie sehen, Gott sei Dank, nicht danach aus, als ob Sie früh sterben würden."

„Der Tod kommt oft unerwartet. Mir ist so seltsam zu Muth, ganz so, als ob ich eine lange Reise unternehmen müßte.

Am folgenden Morgen fand man den Prediger todt auf seinem Bette liegend, die Hände über der Brust gefaltet, ein Lächeln auf den bleichen Lippen. Friedlicher als in diesem Augenblick hatte er niemals ausgesehen. Neben seinem Lager stand sein Myrthenbäumchen; ein Zweig desselben streifte sein Kopfkissen.

„Ach, daß er gerade jetzt sterben muß," schluchzte Genia, „daß er nicht mehr Zeuge unseres Glückes sein kann, das Wir einzig ihm verdanken."

„Und wofür er vielleicht sein eigenes Glück geopfert hat," fügte Ferner sinnend hinzu.

Die neuen englischen Münzen. Aus London wird berichtet: Wahrscheinlich im März wird das neue, mit dem Bildniß des Königs Eduard VII. geprägte Geld in England herauskommen. Der Graveur der königlichen Münze, G. W. de Saulles, hat die Zeichnungen vollendet; die Behörden beobachten jedoch noch strengstes Stillschweigen darüber. Die Eduard-Münze wird die erste des 20. Jahrhunderts sein; die Spekulation unter Sammlern und Numismatikern ist daher natürlich groß. Wahrscheinlich werden die Bronzemünzen wie bei der jetzigen Ausgabe auf der Rückseite die Figur der Britannia zeigen. Die Bronzemünzen haben eine seltsame Geschichte. Als Leonard Charles Wyon seinem Vater als Graveur der königlichen Münze folgte, war die alte Kupferausgabe von 1860 sein erster Entwurf. Das Metall war ein Amalgam aus Kupfer, Zinn und Zink, „Schiff und Leuchtthurm" wurden zum ersten Mal eingeführt, und Wyon hatte die Kühnheit, seinen vollen Namen auf dem Rande der Schulter der Königin verborgen anzubringen. Auf der Rückseite erschienen die Buchstaben „L. C. W." unter dem Schild. Da die Selbstreklame des Künstlers der Königin zuwider war, verschwanden die Buchstaben 1862. Das bekannte künstlerische Bild vom „Heiligen Georg und dem Drachen" wird wahrscheinlich bei der Goldmünze Eduards VII. beibehalten werden. Es erschien 1817 zuerst und stammte von Pistrucci, dem Graveur Georgs III. und Georgs VI.

Abgebrannte Abgeordnete. Nach Meldung aus Budapest müssen sich unter den ungarischen Abgeordneten, die kürzlich gewählt wurden, eine ganze Anzahl stark verschuldeter Personen befinden. Während nämlich das Parlament noch nicht einmal zusammengetreten war, waren bei der Kasse des Abgeordnetenhauses bereits eine Masse von gerichtlichen Verfügungen, betreffend die Beschlagnahme der Bezüge einzelner Mitglieder, eingelaufen.

Er meinte nicht den Kaiser. Folgende Anekdote aus den ostpreußischen Kaisertagen wird von Ohrenzeugen erzählt: Als der Kaiser mit der „Hohenzollern" Pillau verließ, wurde die Yacht durch einen Lootsen durch das Pillauer Tief geführt. Beim Loswerfen der Bugsirtrossen schien der die „Hohenzollern" begleitende Seelootse zu fürchten, daß die Schlepper vergessen hätten, ihn nach Pillau mit zurückzunehmen; er rief deshalb von der Kommandobrücke der Yacht dem Einen der Kapitäne zu: „He, Wilhelm!" worauf sich der Kaiser nach dem Rufer herumdrehte und lachend zu seiner Umgebung sagte: „Meint er mich?"